

Die Festschrift für Georg Kerschensteiner

Autor(en): **Zollinger, Max**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische pädagogische Zeitschrift**

Band (Jahr): **34 (1924)**

Heft 12

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-788687>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

könne also kaum so schwerwiegende Folgen für das Geistesleben haben wie die Blindheit. Das wäre ein falscher Schluss. Nicht das Auge, sondern das Gehör ist der eigentliche geistige Sinn; nicht die Zahl der Sinneswahrnehmungen entscheidet für die Höhe des geistigen Lebens, sondern die Art, wie die gewonnenen Eindrücke verarbeitet werden. Und diese Verarbeitung oder das Denken vollzieht sich in erster Linie auf der Grundlage der Sprache.

Es gibt keine mühsamere und aufreibendere Lehrtätigkeit, als Taubstumme in die Sprache der Hörenden einzuführen und mit dem vertraut zu machen, was der menschliche Geist im Verlaufe der Zeiten Schönes und Gutes geschaffen. Es gibt aber auch wenige Aufgaben, die im Erzieher ein tieferes Glücksgefühl auszulösen vermochten, als einen Taubstummen sprechen und zu edlem Menschentume emporgeführt zu haben.

Die Festschrift für Georg Kerschensteiner.

Es ist kein schlechtes Omen, wenn eine Festschrift nicht pünktlich auf den Tag, für den sie bestimmt ist, erscheinen kann; äusserlich ein Gelegenheitsprodukt, erfordert sie besondere Sorgfalt, und zu spät kommt sie auf keinen Fall, wenn der Anlass die Mühe lohnt.

So darf denn auch die von Aloys Fischer und Eduard Spranger herausgegebene, von Dr. Alfred Giesecke (B. G. Teubner), dem Verleger des Jubilars, verständnisvoll betreute Festschrift für den siebzigjährigen Georg Kerschensteiner noch heute dankbarer Aufnahme gewiss sein.¹⁾ Den Dank an den Gefeierten fasst das Vorwort der beiden Urheber des Buches in beseelte Worte; die zwölf wissenschaftlichen Beiträge der Herausgeber und ihrer Mitarbeiter danken dem hervorragendsten Vertreter des Arbeitsprinzips in der Erziehung auf die seinem Wesensgrund gemässe Weise: durch die Tat. Die selbständige Bedeutung dieser Arbeiten macht es dem Berichterstatter zur Pflicht, jedem einzelnen die Ehre anzutun, die ihm gebührt; daraus mag ersichtlich werden, dass es sich hier, wie bei jeder tüchtigen Festschrift, um ein Werk handelt, das den Tag seiner äusseren Bestimmung überdauern wird, zur Ehre des Beschenkten wie der Schenkenden.

Die beiden ersten Gaben legen Zeugnis ab dafür, wie tief das schöpferische, vor allem den Anforderungen der Gegenwart zuge-

¹⁾ *Jugendführer und Jugendprobleme*. Festschrift zu Georg Kerschensteiners 70. Geburtstag. In Verbindung mit Karl Götze, Ernst Goldbeck, Alfred Kühne, Theodor Litt, Eduard Martinak, August Messer, Karl Muthesius, Ludwig Pallet, Albert Rehm, Nico Wallner herausgegeben von Aloys Fischer und Eduard Spranger. Mit einem Bildnis Kerschensteiners nach der Originalradierung von Prof. Oskar Graf-München. Verlag von B. G. Teubner, Leipzig 1924. VIII und 333 Seiten, brosch. M. 10.

wandte Interesse Kerschensteiners in der Geistesgeschichte verwurzelt ist. Als Seminardirektor in Weimar wirkte Karl Muthesius an verantwortungsvoller Stelle innerhalb des Kreises, der Goethes äusseres Leben umschloss; in das Innere des Menschen dringen die fördernden Beiträge zur Goetheforschung, die er kürzlich durch ein warmes Büchlein über Goethe und seine Mutter bereichert hat. Es entspricht dem auf das Ganze der Seele eingestellten, strukturpsychologischen Erziehungsbegriff Kerschensteiners, wenn Muthesius in seinem Aufsatz über „Goethe und die Jugend“ den Anmassungen der einseitig analytischen Psychologie gegenüber die Gültigkeit dichterischer Gestaltung jugendlicher Lebensformen betont — in der nicht ausgesprochenen selbstverständlichen Voraussetzung, dass die Rücksicht auf den immer nur einmaligen vom Dichter geschaffenen werden- den Organismus die Neigung zu voreiliger Verallgemeinerung zügeln. Goethes Verhältnis zur Jugend erfährt eine eindringliche, durch zahlreiche Belege gestützte Behandlung. Der Verfasser zeigt den jungen Goethe unter den spielenden Kindern („Wie's in himmlischer Gesundheit schwimmend atmet“ — ist das göttliche Behagen des schlummernden Säuglings je schöner und zutreffender ausgedrückt worden?); er erzählt von den nicht immer erfreulichen Erfahrungen des Erziehers Goethe, sucht, ohne aussichtslosem Vollständigkeits- trieb zu verfallen, die Kinder, die naiven und empfindsamen jungen Mädchen, die in jugendlich überhöhtem Selbstgefühl daherstürmenden Jünglinge in Goethes Dichtung auf, verweilt einen Augenblick bei Goethes Theaterpädagogik, gedenkt der anmutigen jungen Frauen, die dem Greis das Glück der dauernden Verjüngung gewährten, und streift, ohne auf den schmerzlichen Zwischenfall mit Kleist einzugehen, Goethes immer mit einer Dissonanz endigende Beziehungen zu den Romantikern. Die bitterste Enttäuschung des Erziehers Goethe — der Zusammenbruch seines Sohnes — erklärt sich nach Muthesius aus der Tatsache, dass Goethe den nur durchschnittlich begabten, aber nicht schlecht veranlagten Sohn „dauernd in den eigenen Riesenschatten stellte und in ewiger Kindheit festhielt“ — wobei immerhin zu bedenken wäre, dass August Goethe mehr der Sohn seiner Mutter als der seines Vaters war. Dennoch ist es ein Bekenntnis zur Jugend, wenn Goethe — wie später Keller im Fähn- lein der sieben Aufrechten und im Martin Salander — in dem gross- artigen Pandorafragment die Zukunft der Jugend anvertraute. Denn seine Liebe zur Jugend war eine der mannigfachen Äusserungen seines Grundtriebes: der Liebe zum Ja, zum Leben, dem er sich mit allen Fasern seines Wesens verbunden fühlte. Jugend war für ihn ein Teil des ewigen Werdens und darum heilig wie das Fruchtleben der Natur; den Buben, die seinen Garten heimsuchten, hätte er den süssen Schmaus vielleicht gegönnt, wenn sie seinen Birnbaum nicht „bei noch unreifen Früchten“ mit Knüppeln misshandelt hätten.

Theodor Litts gedrängter Aufsatz „Hegel und die Aufgaben deutscher Jugend“ fasst das Problem der Bildung bei der Wurzel. Die von schrankenlosem romantischem Subjektivismus erfüllte Jugend

leidet unter dem feindlichen Gegensatz zwischen den selbstgeniesseri-schen Neigungen des Ich und der Welt der objektiven Werte; der missverstandene Idealismus der deutschen Klassik droht zur wirklichkeitsfremden Selbstvergötterung zu entarten, die zu einem Auseinanderklaffen von Ich und objektiver Kultur führen müsste. Ein theoretisches Mittel, diese Gefahr zu beschwören, findet Litt in dem Hegelschen Postulat der Hingabe des Ich an überpersönliche Geistes-mächte. „Denn der Geist ist nicht wirklich als etwas, das gleichsam hinter seinen Werken, Taten und Schöpfungen, also im Grunde auch ohne diese seinen Bestand hätte: er ist nur im Tun, in schaffender Selbstbewährung wirklich.“ Man wird in diesem interessanten Ver-such, aus der Hegelschen Kulturphilosophie einen neuen Pragmatis-mus abzuleiten, eine Beziehung zu Kerschensteiners Arbeitsprinzip als erzieherisches Grundgesetz erblicken dürfen.

Wie Kerschensteiner, vom anglosächsischen Ausland früher als von der Heimat nach seinem wahren Wert erkannt, die im Gang begriffene Umwandlung der Schule aus einem Instrument des Obrig-keitsstaates in eine Vorschule des tätigen Lebens befruchtete, bezeugt Karl Götze („Probleme der Schulpolitik im Geiste Georg Kerschen-steiners“).

Als einen Weg zur Gesundung des deutschen Volkes würdigt Eduard Martinak Kerschensteiners Lehre von den „vier Wurzeln des intelligiblen Charakters“ (Willensstärke, Urteilsklarheit, Fein-fühligkeit und Aufwühlbarkeit), indem er die zermürbende Wirkung des Krieges und seiner Nachwehen auf den Charakter des Volkes aufzeigt und darauf, die Erfahrungen des Jugenderziehers behutsam verallgemeinernd, die vier Charakterkomponenten als Richtungslinien der lindernden und aufbauenden Volkspädagogik betrachtet.

Eine wertvolle Orientierung auf Kerschensteiners Spezialgebiet der Berufsbildung gibt Alfred Kühne („Bildungswege der deutschen Jugend nach Berufs- und Grundbildung“). Mit Recht weist er auf die Gefahr hin, die eine im Verhältnis zur Berufsbildung zeitlich überspannte Grundbildung für das Gedeihen eines auf die Arbeit aller angewiesenen Volkes bedeuten würde, — dass jede demokratisch hochgestimmte Zeit zur Erweiterung der Schulpflicht und zur Über-schätzung der Schule überhaupt neigt, dürfte seit Kellers Martin Salander bekannt sein. Ausgehend von Paulsens auf der gesellschaft-lichen Arbeitsleistung als Einteilungsgrund beruhenden Gliederung in motorische, disponierende und geistig leitende Berufe (der kluge Sonderling Emil Gött teilte die Menschen erschöpfender ein in Kopf-werker, Handwerker und Bauchwerker), weist Kühne nach, dass das zeitliche Verhältnis der Grundbildung zur Berufsbildung gewöhnlich 2:1 ist. Ohne aus dieser Proportion ein organisatorisches Axiom machen zu wollen, sieht er in der Tatsache, dass sich bei einer Ver-legung der Fachausbildung der Volksschullehrer an die Universität oder eine Akademie ein viel grösseres Übergewicht der Allgemein-bildung ergeben würde, einen „grundlegenden Konstruktionsfehler“. Auch Kerschensteiner ist, wie bekannt, ein entschiedener Gegner des

sehr revisionsbedürftigen, übrigens bis zur Stunde unwirksamen Lehrerbildungsparagraphen der Weimarer Verfassung. — Einen lehrreichen Überblick über die Entwicklung des Zeichen- und Handarbeitsunterrichts, der Kerschensteiner bekanntlich besondere Förderung verdankt, steuert Ludwig Pallat bei.

Den radikalen Schuldemokraten, die den echten sozialen Geist mit öder Gleichmacherei verwechseln, geht Albert Rehm tapfer und mit nicht wegdisputierbaren Beweisgründen zu Leibe. Sein vorzüglicher Aufsatz „Individuelle Bildung und Schulbildung“ sollte als Flugblatt gedruckt und jedem, der in Fragen der Schulorganisation ein Wort mitzureden hat, auf den Tisch gelegt werden. Rehm hat als Schüler, Lehrer und Vater die öffentliche Schule gründlich kennen gelernt; er anerkennt ihre Notwendigkeit (sonst würde er nicht zu den Freunden Kerschensteiners zählen), stellt aber fest, dass ihr auf den bescheidenen Durchschnitt eingestellter Bildungsgang den individuellen Bildungsansprüchen der ausgesprochen Begabten nicht gerecht werde. Er lässt die dreijährige Grundschule zwar prinzipiell gelten, aber nur unter der Voraussetzung, dass schon hier, vor allem aber in den höheren Schulen die Tüchtigsten zu Begabtengruppen zusammengefasst und in kürzerer Zeit als die übrigen ans Ziel geführt werden. Man merke: drei Jahre umfasst die Einheitsschule in Deutschland — und bei uns hält sie die geistig normalen Kinder gerade doppelt so lange im gleichen Pferch fest! Und auch damit sind unsre konsequentesten Propagandisten der Einheitsschule nicht zufrieden! Jede allgemein verbindliche Erweiterung der Volksschule verlängert unfehlbar den Bildungsgang des Akademikers; sollte man nicht eher endlich einmal versuchen, diesen schon jetzt gefährlich langen Weg etwas abzukürzen? Und wäre es ein Nachteil, wenn dabei noch mehr Mittelmässige als bisher auf der Strecke blieben?

Ein glänzendes Beispiel dafür, wie der Mathematikunterricht die philosophischen Sehnsüchte der reifenden Jugend aufnehmen kann, gibt Ernst Goldbeck; mit feinsten Einfühlung fragt er nach den Vorgängen in der Seele des Schülers, der, sich zur Vorstellung des mathematischen Raumes durchringend, die „metaphysische Einsamkeit der Seele“, die Unendlichkeit ahnen lernt. Wem so zu unterrichten gegeben ist, der beweist die Überflüssigkeit des vielberufenen, höchst problematischen Sonderunterrichts in philosophischer Propädeutik.

Drei umfangreichere Arbeiten gelten der Eigenart der jugendlichen Seele. Der Philosoph August Messer unterzieht die verschwommene und widerspruchsvolle Terminologie der Jugendbewegung einer scharfsinnigen Nachprüfung („Zur Problematik der Jugendbewegung“). Er findet das Wesentliche, aber auch das Einseitige der geistigen Jugendbewegung in dem Bemühen, von den praktischen und konkreten Problemen, von „Verstand“ und „Vernunft“, zu den primitiveren, keimhaften Formen des Geisteslebens, zu „Gefühl“ und „Intuition“ zurückzukehren, die allerdings, wie er nachweist, einen viel stärkeren intellektuellen Zusatz enthalten, als

die Jugend gelten lässt. Die ganze Problematik der Jugendbewegung klärt sich ihm zu der Formel, „dass der jugendliche Geist in Werdelust nach Reife und Auswirkung sich sehnt; dass er aber zugleich in Werbeangst vor dem Ersehnten zurückbebt, da er im Werden sein Endlichwerden und Sterben ahnt“. — Zur gegenwärtigen, noch aus der Vorkriegszeit stammenden preussischen Ordnung für die Ausbildung der Lehrer an höheren Schulen nimmt Nico Wallner in einem temperamentvollen, von der höchsten Auffassung vom Geist des Lehramts zeugenden Aufsatz („Die junge Erziehergeneration und das staatliche Bildungswesen“) kritisch Stellung. Der Staat, erklärt er, sorgt zwar durch ein ganzes System von Prüfungen und bis ins einzelne ausgedachten Studienplänen scheinbar dafür, dass den Unberufenen der Weg versperrt wird; die ganz verkehrte Lagerung der Wertakzente in allen Stadien der Berufsbildung aber hat zur Folge, dass die Halbqualifizierten, die Unschöpferischen, die unterwürfigen Anpassungskünstler gedeihen, während die wirklichen Führernaturen, die Starken, sich häufig anderen seelisch und materiell ergiebigeren Berufen zuwenden. Es mag sein, dass Wallner mit zu dunkeln Farben malt; es ist immerhin weniger schlimm, wenn der Staat den künftigen Mittelschullehrer etwas zu viel sich selbst überlässt, als wenn er ihn, wie dies in Preussen immer noch der Fall zu sein scheint, vom ersten Studiensemester an durch einen schematischen Normalbildungsgang entmündigt. Mit Recht tadelt Wallner das Auseinanderklaffen von wissenschaftlicher und beruflicher Bildung, durch das den Studierenden jede Möglichkeit, sich während seiner wissenschaftlichen Studien ein Urteil über seine Eignung zum Lehramt zu bilden, genommen wird; der Kanton Zürich hat durch die Schaffung der gut besuchten didaktischen Universitätskurse, die ohne Ausnahme von Mittelschullehrern geleitet werden, diesen Übelstand so gut wie möglich beseitigt und damit die von Wallner bekämpfte einseitige Verschiebung der Wertakzente auf die rein wissenschaftlichen Ziele spürbar gemildert. Die in Deutschland bestehende Institution des Seminar- und Probejahres stellt den Junglehrer unter die Vormundschaft eines Schulleiters und eines speziellen Mentors, von deren Gutfinden die Schlusszensur und damit zum guten Teil auch seine Zukunft abhängt; der bei uns übliche Durchgang durch das Stadium des Vikars und Hilfslehrers, die allerdings nicht einfach sich selbst überlassen werden sollten, würde ohne Zweifel mehr Gelegenheit zur Entfaltung und zur Bewährung persönlicher Kräfte bieten — wenn die Sparmassnahmen der Kantone diese beste Vorschule für das höhere Lehramt zurzeit nicht so gut wie völlig verschliessen würden.

Die philosophische, pädagogische, soziologische Entwicklung und Bedeutung von Kerschensteiners Begriff der Schule als „Arbeitsgemeinschaft eines mit fortschreitendem Alter der Schüler sich immer reiner regierenden Jugendstaates“ behandelt auf das gründlichste Aloys Fischer in seinem 100 Seiten starken Aufsatz „Das Verhältnis der Jugend zu den sozialen Bewegungen und der Begriff der Sozialpädagogik“. Die Fülle der Gedanken erschliesst sich um so

schwerer, da die Sprache des gelehrten Verfassers dem Verständnis des Lesers nur sehr wenig entgegenkommt. Obwohl Fischer, von Hegel als dem Begründer des philosophischen Sozialismus ausgehend, das gewaltige Problem der menschlichen Vergesellschaftung und ihrer Auswirkung im Leben der Jugend mit den feinsten Mitteln geschichtsphilosophischen Denkens zu entwirren sucht, bleibt er doch immer der Tatsache eingedenk, dass das Leben „kein Rechenexempel ist und nicht aus der frostigen Atmosphäre des Kalküls gelebt werden kann“. Aus dem ständischen, also generell gebundenen mittelalterlichen Menschen entwickelt sich der neuzeitliche Individualist, der aber, der ungeheuren Gefahr der Vereinzelung wohl bewusst, sich wieder nach der Vereinigung sehnt, einer Vereinigung freilich, die er nicht durch die Preisgabe seiner Persönlichkeit an die Masse zu bezahlen willens ist. „Dem humanen Individualismus unserer klassischen Zeit . . . setzt die Sehnsucht und das suchende Ringen unserer Gegenwart einen sozialen Humanismus entgegen.“ Von besonderer aktueller Bedeutung ist Fischers scharf ablehnende Kritik der Bestrebungen, die die Schule in eine Art Familie oder einen Schüler und Lehrer umfassenden Freundschaftskreis zu verwandeln suchen: sie beruhen, wie Fischer überzeugend dartut, auf einer fundamentalen Verkennung des Unterschiedes zwischen der spezifischen Lebensform der Schule, die immer eine Zwangsvereinigung mit autoritativer Sicherung darstellt, und der natürlichen Gemeinschaft der Familie oder der auf Wahlfreiheit (und Gleichberechtigung!) beruhenden Struktur des Freundesbundes. Mit dem Verfasser der tiefgründigen Abhandlung sehen wir in der Sehnsucht der Jugend nach einem neuen Gemeinschaftsleben ein Anzeichen der Völkerdämmerung, die nicht einen Abend, sondern einen neuen Morgen bedeutet.

Wer aber weist dem kommenden Geschlecht den Weg? Findet es ihn am sichersten, wenn die Generation der Eltern und Lehrer, der endlosen, sich ewig um dieselben Punkte drehenden Auseinandersetzung mit den gebieterisch fordernden Ansprüchen der Jugend müde, sich resigniert ihrer Macht begibt? Wenn der Wille des Erziehers sich dem Wunsch des Zöglings demütig unterwirft? Die würdigste Antwort auf diese Frage gibt Eduard Sprangers trefflicher Beitrag „Die Generationen und die Bedeutung des Klassischen in der Erziehung“. Auf der einen Seite: die geräuschvoll propagierten „modernen“ Erziehungsmethoden und -ziele, die ihre Gültigkeit lediglich aus der Anpassung an die heute vorherrschenden, morgen schon wieder veralteten Anschauungen einer Bevölkerungsschicht, eines Lebens- oder Zeitalters herleiten — auf der andern: der Glaube an unveraltbare, ewig gültige, wenn auch nicht jedem einzelnen erreichbare Werte und Wertrichtungen — das Klassische. In der Kunst manifestiert sich der Geist des Klassischen am sinnfälligsten, und der Kunst, erklärt Spranger, gebührt daher immer der Primat unter den bildenden Kräften und im Bildungsprozess; es ist aber nicht auf die Kunst allein beschränkt: neben der klassischen Lebensform der Humanität gibt es eine solche des religiösen und eine solche des poli-

tischen Klassizismus. Welcher der drei Ausprägungen des Klassischen der Vorrang gebührt, wird nicht entschieden — Spranger wird es wohl ablehnen, diese Frage, die nur individuell zu lösen ist, überhaupt allgemein zu stellen, zum Verdruss sowohl der Vertreter der religiös, d. h. konfessionell, wie derjenigen der politisch, d. h. parteipolitisch gebundenen Erziehungssysteme. „Klassisch im weitesten Sinne“ nennt Spranger „Darstellungen geistigen Menschentums, die kraft ihrer einfachen, typischen Struktur, kraft ihres überlegenen Wertgehaltes und kraft ihrer anschaulich-plastischen Form geeignet sind, als dauernde Vorbilder in dem geistig-geschichtlichen Lebensstrom, der von ihnen ausgeht, zu wirken.“ Simplität, Idealität und vor allem Totalität sind die Bedingungen des Klassischen, sein Mittelpunkt: die Form, die alle Seiten des Lebendigen entfaltet und zu einer Einheit von hohem Wertgehalt verbindet. Nur wer an ein festes überzeitliches Bildungsideal glaubt und sich darnach orientiert, ist berufen, jungen Menschen im Ringen um ihre Lebensform beizustehen; die Masslosigkeit des ewig Jungen, die sich mit gleicher Leidenschaft heute für dieses, morgen für jenes Problem erhitzt, wühlt die jungen Seelen vielleicht auf, aber sie vermag sie nicht aus der Verworrenheit in die Klarheit zu führen. Nicht die Maschine, das Kapital, die brutale Gewalt des Stärkern zwingt das Leben, sondern die in eigener Angel ruhende Seele, die sich der auf sie einstürzenden Fülle der Erscheinungen bemächtigt, indem sie sie gestaltet, das Chaos nach ewigen, der Struktur des menschlichen Geistes entnommenen Gesetzen der Form unterwirft. —

Man sieht: die Festschrift für Georg Kerschensteiner erweckt keineswegs den Eindruck einer „Schule“, die sich notgedrungen damit begnügen müsste, die Gedanken des Meisters in Kleingeld umzuwechseln. Gewiss ist jeder der zwölf Aufsätze ein Dank an den Jubilar; und doch bezeugt jeder, der eine in höherem, der andere in bescheidenerem Masse, die eigene Kraft, die keines Gängelbandes bedarf. Und da es zu allen Zeiten das höchste Glück des Lehrers und des Erziehers war zu sehen, wie sich seine Mühe in selbständigem Leben auswirkte, wird Georg Kerschensteiner diese kostbarste Geburtstagsgabe mit zwiefacher Freude aus den Händen der Spender empfangen. Wir teilen die Gefühle der Dankbarkeit, die das schöne Buch entstehen liessen, und beglückwünschen den hochverdienten Mann zu dieser würdigen Ehrung seines Lebenswerkes.

Dr. Max Zollinger.

Mazzini und seine Mutter.

Von Dr. Ernestine Werder.

III.

Dem eigenen Gemahl gegenüber ist Maria Mazzini nicht weniger freimütig und überlegen. Ihr Zusammenleben mit dem Gatten entspricht zwar dem, was man gemeinhin als eine glückliche Ehe zu bezeichnen pflegt. Doch kann man sich kaum grundverschiedenere